

Janna Hagedorn

GEBURTSTAGE SIND NOCH LANGE

KEIN GRUND,
ÄLTER

ZU WERDEN

(dafür schlauer,
schöner und
charmanter)



Endlich
über 40!

Eden
BOOKS

nicht erwartet. Bei Arbeitsprojekten, in der Eltern-WhatsApp-Gruppe zur Halloweenparty, bei Treffen mit Kollegen. In einem Nebensatz, einer Andeutung, einer Geste. Kurze Momente, in denen eine Ahnung aufblitzt von: Ich sehe dich, und ich sehe, dass du eine Frau bist, ich schau dich gern an.

Ich glaube, du weißt, was ich meine, du magst das doch umgekehrt auch: so einen verlängerten Blick in der Elternratssitzung oder wenn dir eine Frau auf Facebook ihr Herzchen für einen Beitrag schenkt. Meinetwegen musst du jedenfalls nicht #howiwillchange posten – kollektive Bußübungen, ob analog oder digital, haben für mich neben dem guten Willen etwas von kommunistischen Selbstkritik-Sitzungen. Und von Sippenhaft, und die mag ich nicht. Du bist nicht ›alle Männer‹, genauso wenig wie ich ›alle Frauen‹ bin. Deshalb: Sei du selbst, hör auf dein Herz, genieß es, wenn du eine Frau mit einer charmanten Bemerkung erfreust – und lass es einfach bleiben, wenn du spürst, dass dein Gegenüber peinlich berührt oder verunsichert ist. Vor allem dann, wenn es ein größeres Gefälle gibt zwischen dir und ihr, in Bezug auf das Alter, die Machtposition oder beides. Ich weiß, es kursiert auch der Tipp, man solle ›Frauen doch einfach behandeln wie Männer‹, dann gäbe es keine Missverständnisse, auch keine unangenehmen. Wenn du mich fragst: Das würde die Welt ein wenig ärmer machen.

Übrigens: In Sevilla, das habe ich während meiner Reise entdeckt, wird heute generell weniger gepfiffen und gerufen als 1990. Vielleicht weil sich das Frauen- und Männerbild in Andalusien gehörig verändert hat, vielleicht auch deshalb, weil auf der Straße alle auf ihre Displays starren, statt einander hinterher. Es lag also nicht an mir. Oder jedenfalls nicht nur.

Vielleicht ist das ein Fortschritt. Vielleicht aber auch ein kleines bisschen traurig.«

KAPITEL 2

PARTNERIN SEIN: UPDATES FÜR ALTE LIEBEN, NEUE LEICHTIGKEIT FÜR SOLISTEN

Monogam und hetero: mein exotisches Großstadtleben

Wenn Leute mich fragen, ob ich verheiratet bin und wie lange schon, dann kann ich ihnen manchmal anschließend beim Denken zusehen. Angestrengt rechnen sie, ziehen die Stirn kraus und platzen schließlich heraus: »Seit vierzehn Jahren? Aber da warst du ja noch nicht mal schwanger!«

Stimmt, sage ich dann leichthin und amüsiere mich darüber, dass die klassische Reihenfolge – verliebt, verlobt, verheiratet, danach ein Baby – mich in meinem Stadtviertel zur Exotin macht. Ein großer Teil der Paare um mich herum lebt mit Kindern, aber ohne Trauschein. Ein nur unwesentlich größerer hat irgendwann aus rein pragmatischen Gründen im Standesamt vorgesprochen. Dann sind da jede Menge Singles mit und ohne Nachwuchs. Einige Frauen, die Frauen lieben, mal mit Trauschein, mal verpartnert, mal ganz ohne offizielles Dokument. Und natürlich Frauen wie Männer, die man meist etwas besser kennenlernen muss, bis man ihre ungewöhnlichen Lebensstile durchschaut: von der offenen Beziehung über die offen gelebte Polyamorie, von der Regenbogenfamilie bis zum sich liebenden Elternpaar, das aber bewusst in zwei getrennten Wohnungen wohnt.

Bin ich ein lebendes Spießler-Monument?

So viel gelebte Vielfalt, so viele selbst gewählte Modelle und so viel selbstbewusst angenommenes Schicksal – und dann ich mit meiner Cora-Roman-Biografie.

Ehefrau und Mutter. Hetero und monogam. Manchmal komme ich mir vor wie ein lebendiges Spießler-Monument. Na gut: Ganz so superduper-konventionell ist mein Leben nicht. Weder bin ich als Jungfrau in die Ehe gegangen, noch habe ich meine Jugendliebe geheiratet (auch wenn ich Paare kenne, die das getan haben und die alles andere als langweilig sind). Sondern einen Mann, den ich um meinen dreißigsten Geburtstag herum kennenlernte. Dennoch: Diese Rama-Familien-Existenz, mit Papa, Mama, Tochter und Sohn, die ist schon etwas Besonderes in meinem Umfeld. Und dann heißen wir auch noch alle gleich mit Nachnamen! Ich musste damals 2004 gar nicht lange überlegen, ob ich ihn annehme und damit einen Teil meiner früheren Identität abstreife. Ich wollte das so haben, nach außen sichtbar, wie ein Markenzeichen: Hier sind welche, die zusammengehören.

Vielleicht ist mein Retro-Beziehungsmodell auch ein wenig Reaktion auf meine eigenen Erfahrungen. Mit denen ich nicht allein bin, sondern die eher typisch für uns sind, die wir in den umstürzlerischen Siebziger kleine Mädchen waren. Zum Beispiel hatte ich eine harmonische und glückliche Kindheit. Unter anderem deshalb, weil ich nie die Trennung meiner Eltern verkraften musste. Denn meine Eltern gingen schon auseinander, ehe ich überhaupt auf die Welt kam.

Für immer zusammengehören: warum ich mir das trotzdem wünsche

Ich kann nicht behaupten, dass ich meine ganzen Kinderjahre hindurch Sehnsucht nach Papa und Geschwistern gehabt hätte, ich sah ja um mich herum, was das – auch! – bedeutete: nie ein Zimmer allein für sich haben und Väter, bei deren abendlicher Ankunft alle ganz still und verdrückt wurden. Weil man sie nach einem anstrengenden Tag nicht stören durfte. Oder gar weil sie dann auf Mamas Geheiß hin Tadel und Strafen zu verteilen hatten. Mir war immer klar: So will ich nicht leben, nicht jetzt und schon gar nicht, wenn ich selbst groß bin. Aber dennoch: Die Vorstellung, eines Tages verheiratet zu sein und gemeinsam Kinder zu haben, hatte für mich auch immer etwas von einer Auszeichnung. Einer gar nicht selbstverständlichen. Würde es tatsächlich eines Tages einen Mann geben, der sein Leben mit mir verbringen wollte und das durch eine Heirat auch vor der ganzen Welt bekräftigen würde? Noch dazu einen, den ich selbst mehr als nur toll fand? Das schien mir ein großer Schritt.

Und je mehr ich in meinen Zwanzigern von der Liebe kennenlernte, je mehr Varianten ich durchlebte und durchlitt – eine langjährige Wochenendbeziehung, kurze, stürmische Affären, *friends with benefits*, Online-Lieben, die eher im Cyberspace stattfanden als im *real life* –, desto mehr fragte ich mich, woher denn so einer plötzlich kommen sollte, für eine so weitreichende Entscheidung.

Wer hat nur das H-Wort ins Spiel gebracht?

Ich glaube, dem Mann, den ich dann geheiratet habe, erging es ähnlich. Auch wenn er aus einer klassischen Familie mit Mama, Papa und Schwester stammt. In einer unserer ersten Nächte erzählte er mir nur halb im Scherz, wie er sich seine Zukunft vorstellte: ein schrulliger Alter werden, der im Lehnstuhl sitzt, eine Decke über den Beinen, und über schottische Moorlandschaften blickt. Dass wir uns ein paar Jahre nach unserem Kennenlernen an einem Ostseestrand trotzdem gegenseitig einen Heiratsantrag machten, das hat uns damals beide überrascht. So sehr, dass wir bis heute nicht rekonstruieren können, wer eigentlich das H-Wort als erster ausgesprochen hat. Ich finde es noch immer romantisch, dass wir keinen konkreten Anlass hatten, zu heiraten. Weder Kinder – die kamen später –, noch einen Tipp vom Steuerberater. Wir profitieren ja nicht mal finanziell von unserem konventionellen Familienstand, weil wir ähnlich viel verdienen. Damals wie heute.

Natürlich ist auch unsere Ehe nicht immer nur Ponyhof und Honigmelone – diese Erkenntnis überrascht wohl niemanden. Auch uns nicht. Trotzdem hat keiner von uns jemals ernsthaft an unserer Beziehung gezweifelt. Vielleicht auch, weil sie ein paar Qualitäten hat, die sie haltbar machen. Als mein Mann in mein Leben trat, da war ich schon lange nicht mehr auf der Suche nach Mr. Boombastic, der mir rund um die Uhr weiche Knie macht und mich auf Rosen bettet. Mein Beuteschema war viel abstrakter: Ich wollte in erster Linie einen Mann, der einen kreativen, versponnenen Kopf hat, aber trotzdem mit beiden Beinen auf der Erde steht. Keinen dieser Künstlerbubis, die mit Anfang dreißig noch jeden Monat eine Überweisung von Mama und Papa bekommen, aber auch keinen Karriereheini, der sich das Organigramm seiner Firma unters Kopfkissen legt. Ich wollte einen Mann, der mich zum Lachen bringt und auf den ich mich im Alltag verlassen kann, der cool sein kann und liebevoll, mal kindlich und mal erwachsen, und einen, mit dem

ich selbst irgendwann Kinder haben kann. Eigentlich stand auch noch groß und blond auf der Wunschliste, aber das war nie besonders wichtig. Irgendwann werden sie ja alle grau, und wenn ich mir meinen manchmal so anschau, mit seinem rasierten Schädel und den schwarzen Jeans, die immer noch die gleiche Größe haben wie 1999, dann bin ich ganz schön stolz, dass er zu mir gehört. Und ich zu ihm.

Was wir haben, ist eine gute Basis für die lange Strecke, und die muss nicht immer über Wolke sieben verlaufen. Das wäre wohl furchtbar anstrengend. Auch ich kann ja nicht immerzu ein Feuerwerk der Aufmerksamkeit abbrennen, da erwarte ich das auch nicht umgekehrt und bin an manchen Tagen einfach nur erleichtert, dass wir etwas haben, das trägt. Ohne ständig inspiziert, analysiert, ausgebessert werden zu müssen.

Eine Beziehung als Kraftwerk

Ich werde nie meine Überraschung, meine Erleichterung vergessen, als ich schon in der Anfangszeit unserer Beziehung feststellte: Das ist Liebe – und trotzdem – oder gerade deshalb – muss ich nicht ständig an ihn denken, über ihn nachdenken, über uns. Muss nicht jedes seiner Worte auf die Goldwaage legen und ständig nachfragen, wie er unsere Beziehung sieht. Das hat bei mir eine enorme Energie freigesetzt, die bis heute anhält oder sogar mehr wird: Erst als ich mich aufgehoben und sicher fühlte, konnte ich mit Elan berufliche Pläne angehen, Bücher schreiben, Ideen verfolgen. Viel besser als die Jahre zuvor, in denen ich mich morgens todmüde ins Büro schleppte, weil ich mir mal wieder mit einem Kerl die Nacht um die Ohren geschlagen hatte oder alleine aus lauter Kummer oder Verliebtheit nicht schlafen konnte. Wiederum: Hätte es diese ganzen unmöglichen Leidenschaften in den Jahren davor nicht gegeben, dann wüsste ich heute vielleicht auch weniger zu schätzen, was ich an meiner Ehe habe. Oder würde mich ständig fragen, was ich verpasst habe. Nein, ich weiß genau, was es dort draußen noch so gibt. Es war gut, dass ich es hatte, aber nein danke, ich möchte nichts davon zurück.

Gar nicht von gestern: Versprechen für gute und schlechte Zeiten